

Müller wählt mit seinem familienbiografischen Zugang bewusst einen anderen Fokus, der sich aus der vorhandenen Quellenlage im Oldenburger Staatsarchiv ergibt: Überaus erhellend analysiert der Verfasser das Verhältnis des Erbprinzen zu seinem Vater, dem Herzog von Oldenburg. Dabei wird die im Sinne des Erhalts der eigenen Dynastie geformte Positionierung des Herzogs deutlich, die darauf abzielte, den Sohn und späteren Oldenburger Regenten im eigenen Machtbereich zu wissen. Anhand des überlieferten Briefwechsels von Peter wird deutlich, mit welchen Mitteln der Vater versuchte, seinen Sohn zur Rückkehr nach Oldenburg zu motivieren. Lange scheiterte der Herzog am fehlenden Rückkehrwillen seines Sohnes, der wiederum seine Dienstreue vor die Familienpflichten des Hauses Oldenburg stellte. Erst im Sommer 1816, mit Inkraftsetzung der genannten Bauerngesetze, quittierte August den Dienst am Zarenhaus und kehrte nach Oldenburg, an den Herzogshof, zurück.

Gerade in diesen Abschnitten zeigt sich die Stärke von Müllers Schreibstil. Mit der Auswahl prägnanter Zitate werden die persönlichen Konflikte lebendig. Die insgesamt nah an den Quellen konzipierte Arbeit wird durch die Hinzunahme nichtliterarischer Überlieferungen konsequent fortgesetzt, indem Münzen oder Sigel als Analysematerial herangezogen werden. Die Untersuchung endet mit einer kurzen Darstellung der Bauerngesetzgebung und ihrer Bewertung in der v.a. deutschsprachigen Historiografie. Ein ausführliches Personenregister rundet den Band ab.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Beata Halicka: „Mein Haus an der Oder“, Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2014, 344 S.

Ich begann „Mein Haus an der Oder“ im Flugzeug zu lesen und bemerkte, dass meine Sitznachbarin mit Interesse auf das Buch schaute. Kurz vor der Landung sprach sie mich darauf an und notierte sich den Titel. Dieser Vorfall wäre nicht weiter ungewöhnlich, wenn sich der Vorfall nicht einige Tage später in einem Zug wiederholt hätte, und noch einmal, als ein Bekannter das Buch in meinem Zimmer sah. Diese ungewöhnliche Häufung von Interessensbekundungen signalisiert bereits, dass Beata Halickas Entscheidung, nach ihrer Habilitation „Polens Wilder Westen“ (2013) über die polnische Neubesiedlung der ehemaligen deutschen Ostgebiete nach 1945 noch ein Buch zu publizieren, welches auch nicht-wissenschaftliche LeserInnen anspricht, richtig war.

Im vorliegenden Band, der 2016 auch auf Polnisch erschien, versammelt die Verfasserin neun teilweise gekürzte Erinnerungsberichte polnischer „Pioniere“. Diese waren 1957 im Rahmen eines öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerbs entstanden. Neusiedler der polnischen Westgebiete wurden dazu aufgerufen, Erinnerungsberichte einzuschicken. 1963 wurden einige davon publiziert, allerdings zensorisch redigiert. Halicka problematisiert diesen Entstehungskontext und fordert die LeserInnen gezielt heraus, mit einem zweifach kritischen Blick zu lesen: um einerseits Selbstzensur und kommunistische Erwartungshaltung gegenüber den Texten zu identifizieren und andererseits Erfahrungen von Enttäuschung, Unrecht und Scheitern herauszulesen, die dem volkspolnischen Erfolgsnarrativ nicht entsprachen. Dafür hat die Herausgeberin gezielt Texte ausgesucht, die 1963 nicht oder nur stark zensiert publiziert wurden. Gleichzeitig berücksichtigt Halicka bei der Auswahl und Übersetzung

der Texte offenbar deren literarische Qualität: Die Erinnerungsberichte sind verständlich und angenehm zu lesen. Es verwundert etwas, dass die Länge der Texte sehr unterschiedlich ist. Der kürzeste füllt drei, der längste 80 Seiten.

Fast 100 historische Fotografien aus unterschiedlichen Archiven ergänzen die Erinnerungsberichte – jedem Bericht folgen mehrere Fotos, meist aus der Region, über die auch der/die VerfasserIn des jeweiligen Berichts spricht. Die meisten stammen von den Fotografen Eugeniusz Kitzmann und Gido Chmurzyński, die im Jahre 1947 im Auftrag des Westinstituts in Poznań die polnischen Westgebiete bereisten. Sie sollten sowohl den kunsthistorisch relevanten materiellen Nachlass der Deutschen als auch das Leben der autochthonen Minderheit, die bereits vor Krieg und Vertreibung in den Gebieten lebte, dokumentieren. Dabei entstanden zahlreiche Bilder von Alltag und Aufbau, die sowohl Autochthone als auch Neusiedler zeigen. Viele davon wurden hier zum ersten Mal veröffentlicht. Das Bildmaterial ist sehr interessant, der Zusammenhang zwischen Bericht und der Auswahl der Fotos wird jedoch leider nicht immer klar. Es wäre vielleicht besser gewesen, die Fotos geschlossen zu präsentieren und stärker historisch zu kontextualisieren, statt sie als bloße Illustration zu verwenden.

In ihren Erinnerungsberichten thematisieren die AutorInnen ganz unterschiedliche Aspekte der polnischen Besiedlung der neuen Westgebiete. Nina Jagodzińska beschreibt beispielsweise die Gewalt während der Zeit der Befreiung, deren Opfer vor allem Frauen wurden. Stanisław Dulewicz und Jan Krukowski, die als Gemeindevorsteher bzw. Bürgermeister lokale Verwaltungen aufbauten, gewähren Einblick in die administrativen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Aneignung der ehemaligen polnischen Westgebiete, sowie in den Aufbau der Infrastruktur nach dem Krieg. Nahezu alle VerfasserInnen schreiben von wirtschaftlicher Not, Hunger und Entbehrung.

Die Texte beantworten weniger die den Klappentext einleitende Frage, wie lange es dauerte, bis der neue Wohnort zu einem Zuhause wurde, als dass sie zeigen, wie sich Menschen in einer neuen und fremden Umgebung zurechtfinden, mit welchen Problemen und Konflikten sie konfrontiert waren und mit welcher Originalität sie diese lösten. Einige Erinnerungsberichte handeln aber auch von unüberwindlichen Schwierigkeiten, falschen Entscheidungen und vom Scheitern. Mehrere AutorInnen beschreiben beispielsweise den Kampf um die besseren Häuser und Bauernhöfe. Gleich zwei Autoren berichten davon, einen Hof gehabt und wieder abgegeben zu haben – aus wirtschaftlichen Gründen oder aufgrund politischen Drucks. Józef Majewski schreibt am Ende seines Berichts, dass er die Entscheidung, den Hof aufzugeben, mittlerweile bereue, „schließlich haben andere diese Jahre durchgestanden und wirtschaften weiter, wie zuvor, obwohl eine Genossenschaft in der Gemeinde entstanden ist“ (S. 123).

Auch im Hinblick auf die Identifikation mit der neuen Heimat sind bei weitem nicht alle Berichte Erfolgsgeschichten. So schließt Izabela Grdeń ihren Bericht mit den Worten: „Meine Mutter und ich vermeiden es, uns in die Augen zu schauen, da der Frühlingswind wieder den Duft der Felder herbeiweht. In der Stadt ist es so eng, stickig und liebend gerne würde ich wieder aufs Feld hinaus laufen. In die Sonne und an die Luft. Ob wir wohl jemals aufs Land zurückkehren?“ (S. 82)

„Mein Haus an der Oder“ zeigt ein großes Spektrum alltäglicher Erlebnisse der „Neusiedler“ aus Zentral- und Ostpolen in den „wiedergewonnenen Gebieten“. Die autobiografische Perspektive und mithin die Formulierungen eigener Wahrnehmungen vermitteln

eindrücklich, wie schwierig es war, in einem anderen Kulturraum eine neue Existenz aufzubauen. Sie machen neugierig auf weitere Zeitzeugenberichte aus der turbulenten polnischen Nachkriegsdekade.

Imke Hansen, Hamburg/Lüneburg

Lena Gautam: Recht und Ordnung. Mörder, Verräter und Unruhestifter vor spätzaristischen Kriminalgerichten 1864–1917, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2017, 256 S.

Lena Gautam beschäftigt sich in ihrer im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel: Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ entstandenen Dissertation mit den Wechselwirkungen zwischen „Recht“ und „sozialer Ordnung“. Die Autorin geht der Frage nach, welche Auswirkungen die im Zuge der Justizreform in Russland von 1864 entstandenen neuen Rechtsvorstellungen und Institutionen auf die damals bestehende gesellschaftliche Ordnung hatten. Eine Antwort auf diese Frage sucht die Historikerin in den Gerichtssälen, wo nicht nur über Schuld und Unschuld, sondern auch über verschiedene gesellschaftliche Ordnungsentwürfe verhandelt wurde. Die Studie ist in zwei große Abschnitte unterteilt. Im ersten, drei Kapitel umfassenden Teil, werden die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen thematisiert, unter denen die Justizreform geplant bzw. umgesetzt wurde. Kapitel 1 ist der Zeit vor der Reform gewidmet, während die folgenden Kapitel eine zusammenfassende Darstellung der Justizreform liefern (Kapitel 2) und die Berufsgruppe der Justizangestellten sowie deren Repräsentationstechniken und Legitimierungsstrategien unter die Lupe nehmen (Kapitel 3). Der zweite Teil besteht ebenfalls aus drei Kapiteln (Kapitel 4 bis 6), die jeweils einen konkreten Gerichtsprozess als Fallbeispiel detailliert behandeln. Einem kurzen Ausblick am Ende des Buches werden die Untersuchungsergebnisse vorausgeschickt, die in einem separaten Abschnitt zusammenfassend dargestellt werden. Das Buch enthält darüber hinaus eine Quellen- und Literaturliste sowie einen Index, in den neben Sachbegriffen auch ausgewählte Personen- und Ortsnamen aufgenommen wurden.

Das erste Kapitel ist der Rechtsprechung sowie den in der Zeit vor der Reform herrschenden Ordnungsvorstellungen gewidmet. Am Beispiel der in der Forschungsliteratur bereits mehrfach beschriebenen Bauernunruhen im Gouvernement Kazan' kurz nach der Verkündung der Bauernbefreiung 1861 wird die Interaktion zwischen den Hauptakteuren der lokalen Gesellschaft gezeigt – Bauern, Landbesitzern und lokaler Obrigkeit. Die Analyse der traditionellen gesellschaftlichen Ordnung und herrschenden Rechtsvorstellungen ist für das Thema von Bedeutung, so Gautam, weil diese auch noch nach 1864 Bestand hatten und den Kontext darstellten, „innerhalb dessen sich die Reformgerichte und die Juristen mit ihrem konkurrierenden Ordnungsentwurf behaupten mussten“ (S. 21). Als Erklärung für die auf beiden Seiten zu verzeichnende Gewaltbereitschaft und -anwendung reicht der Autorin die Schwäche der zentralen Staatsmacht vor Ort allein nicht aus. Anhand der Austragung des Konfliktes im Dorf Bezdna zeigt sie überzeugend auf, wie das Misstrauen der Bauern gegenüber den Vertretern der Obrigkeit, der traditionell patrimoniale Charakter ihrer Beziehungen sowie die fehlende Autorität des Amtes die gesellschaftliche Ordnung am Vorabend der Justizreform mitprägten.